Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 18

Artikel: Ein Lebenskünstler
Autor: Schrönghamer-Heimdal, F.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670860

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Lebenskünstler.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Es gibt Menschen, zu denen man sich hingezogen fühlt wie der Blütenkelch zur Sonne oder wie das Eisen zum Magnet. Es sind das die unbewußten Lebenskünstler, die unbeschwert von wirklichen oder eingebildeten Sorgen jedwedem Ding die beste Seite abzugewinnen wissen und sich über alles freuen können, selbst über Unglücksfälle, die andere in die Knie zwingen.

Solch ein naturgewachsener Lebenskünstler war der Reitberger von Reitberg. Der freute sich rein über alles, über Himmel und Erde, über Menschen und Tiere, über Bäume und Steine, über Wind und Wetter, über Schnee und Eis, über Regen und Sonnenschein, über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Seine jauchzende Lebensbejahung war bei schwerster Arbeit nicht minder groß wie bei gemächlichster Sonntagnachmittagsruhe. Er hatte ein herztiefes Wissen vom Ausgleich im Weltgeschehen, der die verzwicktesten Dinge wieder in die Waage bringt. Wenn andere verzweifelt die Hände rangen, hatte der Reitberger nur ein verwundertes Kopfschütteln: „Was nur die Leut haben! Unser Herrgott regiert die Welt noch alleweil. Was heut ein Unglück scheint, weist sich morgen als ein Glück aus so hoch wie ein Kirchenturm."

Als ihm die Inflation das ansehnliche Sparvermögen wegnahm, kniff er die Augen zu und sprach zu mir: „Siehst, Bua, das Ding hat zwei ganz gute Seiten. Fürs erste gibt's nach meinem Ableben keinen Streit unter den Verwandten über die Hinterlassenschaft. Und der Frieden ist wirklich das Allerschönste auf der Welt, besonders unter Befreundeten und Dorfleuten. Fürs zweite hat es das Gute, daß ich wieder arbeiten muß wie in meinen jungen Jahren. Was sag ich denn? Arbeiten d a r f, muß es richtig heißen. Denn die Arbeit, mein Lieber, vertreibt einem alle Mucken und Flausen und ist einem kreuzgesund für Leib und Seel'. Oder gibt's etwas Traurigeres wie einen Menschen, der nimmer arbeiten darf? Wenn die Arbeit einmal verboten würde auf der Welt, du — das wär' das größte Unglück, das man sich denken kann. Aber unser Herrgott sorgt schon dafür, daß es nicht soweit kommt. Und das wird gut sein, denn er selber werkt und plagt sich Tag und Nacht mit dem Weltregieren, mit Sonne, Mond und Sternen, daß sie nicht aus dem Geleise kommen. Hast mich, Bua?"

Wenn ihm die Leute über die schlechten Zeiten vorjammerten, dann hatte der Reitberger nur ein Achselzucken: „Ich könnt' nicht behaupten, daß die Zeiten gar so schlecht sind. Es könnt' noch viel schlimmer sein. Aber bislang haben wir noch alles, was man zum Leben braucht, Leib und Seel', Essen und Trinken und eine Gesundheit wie der Bromberger Hiasl, der die Bäum' mitsamt der Wurzel ausreißt. Schlechte Zeiten? Von mir aus, wenn ihr's schon so haben wollt. Werden halt Übergangel sein zu besseren, und wenn die kommen, jammert ihr auch. O Leut', wissen möcht' ich, wenn bei euch der Verstand einmal kommt."

Im Vorjahre ist dem Reitberger die gesamte Haferernte auf der Mahd verfault, so zwar, daß er sie nicht einmal als Viehstreu verwenden könnte, sondern als Dünger einackern mußte. Als ihm die Dörfler darüber ihr Bedauern aussprachen, hatte er nur eine geringschätzige Handbewegung: „Das kommt ganz darauf an, wie man das Ding betrachtet, und wie ich es sehe, muß ich sagen, daß mir der Himmel mit dem Hundswetter einen rechten Gefallen getan hat. Fürs erste ist mir das Heimfahren des Hafers und das Düngen erspart geblieben, und fürs zweite müßt' ich mir heuer den ganzen Hafer kaufen, den ich fürs Rößl brauch'. Wie gut ist's also, daß mir das Rößl gestern auch verreckt ist? Und die Hühner? Die fressen den Weizen weit lieber wie den Hafer, und der Weizen ist mir heuer geraten wie noch nie. Also gleicht sich alles wunderschön aus."

Vor Jahren hat dem Reitberger die Maul- und Klauenseuche einmal den ganzen Viehstand weggerafft, so zwar, daß ihm nicht ein Schwänzlein übrig blieb von gutding zwanzig Stück gehörnter Häupter. „Diesmal", sagten die Dörfler, „geht ihm der Rauch richtig in die Stuben. Diesmal wird's ihm auch einen Jammerschrei auspressen." Was war des Reitbergers Rede? „Ein schönes Unglück ist auch etwas Schönes, weil allemal ein Glück nachkommt. Und ein Rindvieh, das die Sucht nicht aushält, ist's nit wert, daß es im Stall steht. Ganz recht ist ihnen geschehen."

Vor kurzem flammte nach Altväterbrauch auf dem Reitberger Hausanger ein Strohsack auf. Die Reitbergerin hatte das Zeitliche gesegnet,

und der Reitberger verbrannte pflichtgemäß das Bettstroh.

Aber auch dieser Schlag traf einen ungebeugten Mannesnacken.

Wie nämlich die Dörfler das Flammengeloder auf dem Hausanger bemerkten, strömten sie teils vor Neugierde, teils von Mitleid oder von beiden zusammen getrieben der Stätte zu, wo wieder einmal ein lieber Lebensgenosse das Erdenland verlassen hatte. Der Reitberger versorgte die Tote, wie es sich gehört, ohne mit einer Wimper zu zucken. Und als sie den Sarg aus dem Hause trugen, legte er zum letzten Abschied die Hand darauf und sprach: „Pfüat di Gott, Weib! Ich sag' dir fleißig Vergeltsgott für alles Gute, was du mir getan hast."

Als die Umstehenden bei diesen Worten in lautes Weinen ausbrachen, ließ sie der Reitberger verwundert an: „Was habt Ihr denn? Vergönnt ihr doch das Glück! Sie ist jetzt im Himmel — und ich auch."

Lose Mäuler haben hernach behauptet, der Reitberger hätte das Ableben seiner Eheliebsten als Erlösung empfunden wegen der ewigen Dreinredereien, die alle Ehemänner, vorab die Lebenskünstler unter ihnen, über sich ergehen lassen müssen.

Wer aber den Reitberger wirklich gekannt hat wie ich, der weiß, was er mit diesen Worten sagen wollte. Er war im Himmel, weil er ihn die ganze Lebenszeit im Herzen trug, und wird es auch jetzt sein. Denn er hat seine wackere Lebensgefährtin nur ein paar Wochen überlebt, was eigentlich recht schade ist. Leute vom Schlage des Reitbergers von Reitberg sollten überhaupt nicht sterben dürfen, es sei denn, die Überlebenden nähmen sich ein Beispiel an ihm und führten seine Lebenskunst weiter, was heute in allen Landen und in allen Häusern nötiger wäre als in der guten alten Zeit, der unser Lebensmeister entsprossen war.

Der Fiedler.

Lang und breit war ich gesessen
Überm schwarzen Kontrapunkt;
Auf ein Haar dem Stadttrompeter
Gaben sie mich zum Adjunkt.

Hei, da bin ich ausgerissen;
Schöne Welt, so nimm mich nun!
Durch die Städte will ich schweifen,
An den Quellen will ich ruhn.

Nur die Fiedel auf dem Rücken;
Vorwärts über Berg und Strom!
Schon durchschreit ich deine Hallen,
Hoher, kühler Waldesdom.

Und ich streich die alte Geige,
Daß es hell im Wandern klingt;
Schaut der Fink vom Baum hernieder:
„Ei, Herr Vetter, wie das singt!"

Doch am Horizonte steiget
Eines Städtchens Turm empor! —
Welchen kleinen Lilienohren
Geig ich dort mein Stücklein vor?

Theodor Storm.

Der arme Musikant und sein Kollege.

Von Wilhelm von Horn.

Eine schlechte Tat wird überall erzählt; aber wenn einmal eine gute geschieht, schweigt man davon. Drum mag ich nicht still bleiben, wenn ich eine gute Tat hier oder dort höre, und will gleich eine erzählen, die noch nicht gar alt ist.

An einem schönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfest. Alles strömte hinaus, und jung und alt, vornehm und gering freuten sich dort ihres Lebens, und es kamen auch manche Fremde, die sich an der Volkslust beteiligten. Wo fröhliche Menschen sind, da hat auch der etwas zu hoffen, welcher an die Barmherzigkeit seiner glücklicheren Mitmenschen gewiesen ist. So waren denn hier eine Menge Bettler, Orgeldreher und dergleichen, die sich ihren Kreuzer zu verdienen suchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dem seine kleine Pension zum Unterhalt nicht ausreichte. Betteln mochte er nicht. Er griff daher zur Violine, die er von seinem Vater erlernt hatte, der aus Böhmen war. Er spielte unter einem alten Baume im Prater, und seinen